

mal nachgewiesen, in der Pastoralbibliothek zu Dessau und in der Hauptstaatsbibliothek zu München¹. Der interessante Sammelband, der jetzt die Signatur Lub 8^o 6800 führt, dürfte durch sein vorletztes Stück vielleicht noch hie und da neues Licht in die Anfänge der Wiedertäuferbewegung in Münster bringen, falls nicht schon das Londoner Exemplar, was mir nach flüchtiger Durchsicht der Literatur zunächst zweifelhaft erscheint, bereits irgendwo benutzt worden ist; Feststellungen dazu behalte ich mir vor.

Aus der Werdezeit von Hermann v. d. Goltz

Studentenbriefe aus Erlangen — Berlin — Tübingen — Bonn,
1853 bis 1857

Mitgeteilt von Eduard Freiherr von der Goltz, Greifswald

(Fortsetzung und Schluß)

2. Berlin (Sommer 1855 bis August 1856)

Im April 1855 in der preußischen Hauptstadt eingetroffen, fühlte er sich dort zuerst wenig wohl. Das Großstadtleben mit seinem Lärm gefiel ihm gar nicht und er erklärte dort — wo er später 30 Jahre wirken sollte — nie auf längere Zeit wohnen zu wollen! Auch die Kollegs befriedigten ihn anfangs nicht. Er verglich alles mit Erlangen — und der Vergleich fiel immer zu ungunsten der Berliner aus. So bot ihm zuerst nur der reichere gesellschaftliche Verkehr einigen Ersatz. Seinen ersten Stützpunkt fand er im Hause eines Onkels, des Oberst Karl Freiherr von der Goltz († als General der Kavallerie 1878), wo er mit verwandtschaftlicher Liebe aufgenommen wurde. Auch bei General von Sommerfeld, dessen Tochter Albertine später die Frau seines älteren Bruders Alexander wurde, und bei dem Feldmarschall Graf Dohna, einem alten Freunde seiner Großmutter und seines Vaters verkehrte er gern. An den Sonntag-Nachmittagen pilgerte er meist nach Tegel zu, vor die Tore Berlins, zu dem seinen Eltern befreundeten Dr. Kranichfeld, Professor der Medizin, der ein ausgesprochener Christ und ein sehr origineller Charakter war, einer der ersten

1) Luthers Werke, Weimarer Ausgabe, Band 22, S. LVIII.

Vorkämpfer der Antialkoholbewegung. An dem fröhlichen Treiben der Kranichfeldschen Jugend in dem schönen, großen Garten nahm er gern Anteil, und die Sonntagabendandachten, die meist der Professor selber hielt, taten ihm sehr wohl. So war ihm gerade dieser Kreis ein Ersatz für das, was er in Erlangen am Goebelschen Hause gehabt hatte. Oberflächlicher verkehrte er bei Hofprediger Strauß, General von Höpfner und bei Julius Stahl. — Soweit ihm das seine geringen Mittel erlaubten, besuchte er auch das Theater oder Konzerte und bildete sich in den Museen. Im Wingolf war er noch aktiv, ein Semester sogar als erster Chargierter. Aber das Verbindungsleben machte ihm in Berlin wenig Freude.

Im Studium suchte er zunächst die Lücken auszufüllen, die an ihm in der exegetischen und historischen Theologie noch geblieben waren.

In der neutestamentlichen Wissenschaft vermißt er Hofmanns reiche Anregungen besonders schmerzlich. Er hörte bei Adolf Wuttke ein Kolleg über die Johannesbriefe, kann sich aber in seine Methode nicht finden. „Wuttke nimmt“, so schreibt er am 18. Mai 1855 den Eltern, „Satz für Satz und Wort für Wort vor, nachdem er im allgemeinen den Inhalt des Abschnitts dargelegt, und sucht denselben seinen Ideeninhalt zu entnehmen etwa wie jetzt auch zu Predigten die Schriftsteller meist benutzt werden, gar nichts von einer Reproduktion, nichts von einem Abspinnen des Gedankenfadens, einem Folgen in die Ideensphäre des Verfassers.“ Er studiert deshalb lieber zu Hause den Kommentar Luthardt's zum Johannes-Evangelium. Es wird ihm, „wenn auch noch nicht an allen Stellen klar, doch aus einer fremden von weitem ehrfurchtsvoll angeschauten Schrift zu einer vertrauten und lieben“. Mit Hofmanns Schriften beschäftigt er sich unausgesetzt weiter, und seine Grundanschauungen — nicht die Einzelexegese — bleiben ihm gültig.

Im alttestamentlichen Seminar nimmt er bei Hengstenberg an Übungen über Sacharja teil und macht für ihn auch eine Preisarbeit über „Schleiermachers Stellung zum Judentum und zum A. T.“, die ihm mit 25 Taler prämiert wird. Aber gleich sein erster persönlicher Besuch bei Hengstenberg wirkt auf ihn abstoßend. Denn Hengstenberg greift seinen geliebten Erlanger Meister an, nennt ihn gefährlich, und meint, „Calvin sei viel orthodox-luthe-

rischer als dieser Lutheraner, der nicht einmal die spezifische Bedeutung des Todes Christi recht zu würdigen wisse.“ Auch in dem Kolleg über alttestamentliche Einteilung ärgert G. sich beständig über Hengstenbergs scharfe persönliche Polemik und bedauert ironisch, daß diesem keine „Bannflüche“ zur Verfügung ständen. So fehlt es G. in Berlin ganz an wirklich weiterbildender Anregung auf alttestamentlichem Gebiet. Regelmäßige kursorische Lektüre, erneute Durcharbeitung des Jesajas und gewissenhaftes Studium der hebräischen Grammatik müssen ihm ersetzen, was ihm an wissenschaftlicher Anregung mangelt. Es ist das auch später im Leben zu merken gewesen, daß er die alttestamentliche Geschichte nur unter Hofmannscher Beleuchtung kennen gelernt hatte, so daß er die von Wellhausen ausgehende Bewegung innerlich kaum verarbeiten konnte, zumal auch sein Berliner Kollege Dillmann ihm mehr Antipathie als Sympathie „den Neueren“ gegenüber einflößte.

In der Kirchen- und Dogmengeschichte blieb er im wesentlichen auch auf Selbststudium angewiesen. Lehnerts Kolleg über Dogmengeschichte fand er zwar sprühend lebhaft, aber in der Sache ganz oberflächlich. So hielt er sich lieber an das Buch von Thomasius, das er mit größtem Interesse durcharbeitete. Auch Nitzsch' Symbolik bietet ihm im letzten Berliner Semester eine sehr wichtige Ergänzung in geschichtlicher Hinsicht. Vor allem wird er durch ihn mit der Geschichte der Symbole und mit der Entwicklung der Union vertraut. Aber im ganzen blieb ihm auch in der Kirchen- und Dogmengeschichte eine genauere Quellenkenntnis und eine speziellere wissenschaftliche Einführung in der Studentenzeit versagt. Das hat er freilich später durch fleißige geschichtliche Studien nachgeholt, und der häufige geistige Gedankenaustausch mit seinen Universitätskollegen, besonders auch mit Ad. Harnack in Berlin, hat diese studentischen Lücken ganz vergessen lassen. Trotzdem hat er es mir gegenüber oft beklagt, daß seine Studentenzeit ihm keine methodische und quellenmäßige Einführung geboten habe.

Sein ganzes Interesse wandte er in Berlin den dogmatischen und philosophischen Fragen zu, und es knüpfte sich daran von selbst eine Kritik der theologischen und kirchlichen Streitigkeiten der damaligen Zeit. Zuerst sucht er sich auch dafür durch Privatstudium den historischen Unterbau. Er arbeitete die lutherische Dogmatik

des 17. Jahrhunderts im „Hutterus redivivus“, später auch in Schmidts Buch durch und vertiefte sich mit Begeisterung in Calvins dialektisch scharfe Darstellung in der *Institutio religionis christianae*, die er auch später als Professor gern mit den Studenten durchnahm, um sie begrifflich zu schulen. Auch die lutherischen und reformierten Bekenntnisschriften werden durchgearbeitet. Er sucht sich dabei über manches „Zopfige“ und Veraltete hinwegzusetzen und ihren tiefen religiösen Grundkern zu erfassen. Die lutherischen befriedigen ihn mehr, obwohl er der allzu „salbungsvollen“ Art der *formula concordiae* mit Kritik gegenübersteht. Was ihn bei K. J. Nitzsch besonders anzieht, ist nicht so sehr sein System der christlichen Lehre, in dessen spekulative Methode er sich nicht hineinzufinden weiß, sondern der Gesamteindruck seiner christlichen Persönlichkeit. Doch hören wir ihn darüber lieber selbst, aus seinen Briefen:

Aus dem Brief an Anna Müller vom 21. April 1855:

„Was mir in Erlangen Hofmann war, so das Centrum der Gedankenreihe, in die ich mich hier einlasse, ist mir hier Nitzsch. Mit großem Interesse höre ich ihn. Er macht in seinem ganzen Wesen den Eindruck eines Mannes voll Erfahrung und Tiefe, der keine Wissenschaft kennt, die nicht auch für das Leben Frucht bringt. Er bewegt sich in spekulativen Ideenkreisen und da sich diese in bestimmten, ihm eigentümlichen Ausdrücken fixiert haben, so ist es anfangs schwer, ihm zu folgen, da sein Vortrag Abschnitte und Übergänge schwer erkennen läßt. Sein Standpunkt oder vielmehr Ausgangspunkt in der wissenschaftlichen Darlegung des Christentums ist mir noch nicht ganz klar, doch befriedigt er mich bis jetzt nicht. Dagegen giebt er viel zu denken und übt dadurch eine treffliche Zucht; freilich angenehm ist es nicht; denn mich wenigstens bringt solches spekulative Denken nicht zur Klarheit sondern zuletzt dahin, daß ich verwirrter bin als vorher und bald an mir selber verzweifeln möchte. Da gilt es den Mut nicht zu verlieren, sich durchschlagen und nicht müde werden.“

Brief an die Eltern vom 18. Mai 1855:

„Was mein Studium betrifft, so kann ich jetzt wohl schätzen, was ich in Erlangen hierin hatte. Nitzsch gibt zu denken, aber ich habe bis jetzt noch nicht bemerkt, daß er mir hilft, meine vielfach chaotisch verworrenen Begriffe in größere Klarheit zu setzen. Er hat eine Art zu spekulieren, philosophisch zu denken, in die ich mich wohl hineinzuversetzen und zu folgen vermag, die mich zuweilen selbst zu ähnlicher innerer Arbeit anregt, aber mich auch im einzelsten eigentlich zu keinem andern Resultat kommen läßt, als daß man auf diesem Wege zu

keinem Ziel gelangt. Wollte ich mich stetig auf diesem Gebiet bewegen, könnte ich an meinem Glauben Schiffbruch leiden. Z. B. in Lehren wie der von der Dreieinigkeit, den Eigenschaften Gottes sind Resultate meines Nachdenkens unvermittelte Gegensätze, und je tiefer ich gehe, desto einfacher also schroffer stellen diese sich heraus. Zuweilen will mir dann ganz der Mut sinken. Dazu lasse ich es freilich nicht kommen; aber immer fester wird die Überzeugung, daß diese Theologie nicht den rechten Ausgangspunkt hat; und ein wahrer Balsam ist es mir, wenn ich dann nach den Büchern der Erlanger zurückgreife; selten habe ich etwas gelesen, das so tief in mir Anklang gefunden hat, als Thomasius' Dogmatik, die ich vorgestern angefangen. Da ist Wahrheit, weil Leben, und weil sie aus dem Leben hervorquellend gemacht wird. Freilich komme ich ganz auf die Spur, die die meisten der Neuesten zum Konfessionalismus geführt hat. Aber dies Vorurteil kann mich doch nicht bewegen, einen Pfad zu meiden, von dem mir mein ganzes Ich sagt, daß in seiner Richtung der Weg zur Wahrheit führt. Vorzüglich interessiert mich daher jetzt das historische Gebiet und eine originell oder etwa umgestaltende Wirkung wirkt Nietzsche bis jetzt garnicht auf mich aus. Besonders nimmt mich der dogmengeschichtliche Stoff in Anspruch, freilich nur der Stoff; denn mein Interesse für ihn läßt mich um so mehr fühlen wie Lehnerdt an tieferer Durcharbeitung so unbefriedigt läßt.“

An Anna Müller am 8. Juli 1855:

„Nitzsch ist immer würdig und ernst, und seine Reden voll gediegener Tiefe. Dabei besitzt er die Gabe, sich zu den Studenten herabzulassen und auf ihren Ideenkreis einzugehen und so kommt man nie leer aus seinem Hause. Es ist eine wahre Schande, daß der vortreffliche Mann hier wenig benutzt wird. Er hat fast am wenigsten Zuhörer von allen Professoren und man hört die verwegensten absprechendsten Äußerungen über ihn. Zum Teil mag das auch daher kommen, weil er sich von der konfessionellen Zeitströmung nicht mit fortreißen läßt. Die Köpfe sind gar zu sehr davon eingenommen auch schon bei den Studenten. Die Hauptsache bleibt allerdings, daß es Mühe kostet, sich in ihn hineinzudenken, daß er die Wissenschaft nicht wie Butter aufs Brot schmirt. Da liegt aber die Schuld nicht an Nietzsche, sondern an der Trägheit der Studenten.“

Brief an Anna Müller vom 6. April 1856:

„Nitzsch' praktische Theologie habe ich mit dem größten Interesse studiert. Sein kirchlicher Standpunkt sagt mir ungemein zu. Es ist schreiendes Unrecht, diesen Mann des Indifferentismus gegen die reine Lehre der Reformation, gegen kirchliche Ordnung und Autorität des Hergebrachten anzuklagen. Soweit dies dem demütigen Glauben selbst der Einsichtsvollsten ziemt, hält er fest daran, steht aber mit Geistesfreiheit über kleinlichem Gezänk und glaubt die wesentliche Einheit und

gegenteilige Ergänzungsbedürftigkeit der beiden evangelischen Kirchengemeinschaften erkannt zu haben. Der principielle und geschichtliche Theil ist herrlich. Der zweite Band mit den Kunstlehren der einzelnen Disciplinen . . . hat im Ganzen weniger gefallen, da er mir zu abstrakt, zu ideal, hier und da auch zu wenig scharf und bestimmt erscheint.“

Brief an die Eltern vom 2. Mai 1856:

„Mein Hauptstudium ist Dogmatik, was mir ungemein viel Freude macht. Verschiedene Hilfsmittel habe ich hinzugezogen und schreibe nur nachher auch die allgemeinsten Resultate meiner Arbeit auf. Gegen die moderne theologische Spekulation (Rothe, Müller, Dorner auch Nitzsch) werde ich auf dogmatischem Gebiete immer mißtrauischer, selbst bei Hofmann scheint es mir bedenklich, daß er das Christentum aus dem christlichen Bewußtsein dialektisch entwickelt und die Heilige Schrift dann als Norm und Regulativ anwendet. Mir scheint sie nicht nur Kanon, sondern ursprüngliche Quelle sein zu müssen, damit nicht aus dem Herauslesen ein Hineinlesen wird. Daß die persönliche Erfahrung, der Heilsbesitz, das christliche Bewußtsein auch bei der Erhebung dogmatischen Stoffes tätig sein muß, ist zu seiner Wahrheit und Lebendigkeit erforderlich, aber es leistet nur werkzeugliche Dienste, es ist das freilich unumgänglich notwendige Organ mittels dessen das Christentum seinem vollen Umfang und Inhalt nach — der Schrift entnommen werden muß, und diese Anerkennung schließt, da ich Christ nur durch die Tätigkeit der im Wort und Sakrament sich selbst vollziehenden Kirche bin, schon ein, daß ich nicht hochmütig, sondern demütig, daß ich im lebendigen Zusammenhang mit der vom Heiligen Geist erfüllten Kirche und ihren durch alle Jahrhunderte hindurchgehenden, einhelligem Zeugnis, ja selbst näher im Anschluß an ein mütterliches Kirchentum mich wissenschaftlich über den christlichen Lehrinhalt der Heiligen Schrift orientiere.“

Aus diesen Briefstellen geht deutlich hervor, nach welcher Richtung ihn Nitzsch beeinflusst hat, und was er bei ihm ablehnt. Gegenüber der „Spekulation“ bleibt er durchaus bei dem Wunsch, sich allein durch „die Schrift“ leiten zu lassen; aber im Gegensatz zum lutherischen Konfessionalismus wird er bei Nitzsch bestärkt. In dessen homiletischem und katechetischem Seminar arbeitet er mit Interesse mit. Seine erste Predigt hält er bei Nitzsch über Col. 3, 1—4. Sie wird lobend anerkannt, aber eine Neigung zur Weitläufigkeit, zu allzureichlicher Gedankenfülle und zu Wiederholungen wird gerügt — Mängel, die auch später seinen tiefdurdachten Predigten noch anhafteten.

Bei Wuttke nimmt er zwei Semester hindurch an einem „Schleiermacher-Kränzchen“ teil. Es regt ihn auf das leb-

hafteste an, diesen „freien, reifen Geist“ kennen zu lernen. Aber er findet doch, daß Schleiermacher das wesentlich Christliche zu stark verflache und umdeute. An Wuttkes Art der Behandlung bemängelte er die allzu scharfe Kritik, die es nicht verstehe, Schleiermacher von seinen Voraussetzungen aus zu begreifen. W. kritisierte fortgesetzt die Einzelheiten, ohne Schleiermachers Gesamtaufassung ausreichend klar herauszustellen und zu würdigen. Als mein Vater mit uns später Schleiermachers Glaubenslehre durchsprach, war es sein Hauptbemühen, diesen Fehler zu vermeiden. Er zeigte uns wohl an den Konsequenzen der Fehler Schleiermacherscher Grundaufassung, aber sein eigentliches Lehrziel war, nicht seine eigenen, sondern Schleiermachers Grundanschauungen lebendig zu machen. Die große Verehrung, die er Schleiermacher zeitlebens entgegenbrachte, wurzelt in der eingehenden Beschäftigung mit ihm in dieser Berliner Zeit.

Neben diesen dogmatischen Studien trieb er mit gleichem Eifer die philosophischen, darin war Trendelenburg sein Führer. Er hörte bei ihm zuerst Geschichte der Erziehung und der pädagogischen Systeme. Der Anfang der Vorlesung, der sich mit der Erziehungslehre bei Griechen und Römern beschäftigte, interessierte ihn wenig, Lebhaft aber wurde sein Interesse bei der Darstellung der neueren pädagogischen Systeme, und geradezu begeistert ist er dann im folgenden Semester von Trendelenburgs „Geschichte und Kritik der neueren philosophischen Systeme“. Auch seine Logik arbeitete er durch.

Charakteristisch ist es, von welcher Seite ihn Trendelenburg vor allem anzieht. Er schreibt darüber an die Eltern (Brief vom 20. Februar 1856):

„Am meisten habe ich dies Semester entschieden von Trendelenburg gehabt; der mich je länger je mehr anzieht, weil er das Seelenleben nach seiner intellektuellen und ethischen Weise so wahr, tief und gesund auffaßt und einen Idealismus lehrt, der nicht weiter geht als daß er das Wesen der Dinge nicht in den sinnfälligen Erscheinungen, sondern in dem vorherrschenden lebendigen Gedanken sucht, und der sich nicht in schwebende Abstraktionen verliert, sondern in die Wirklichkeit vertieft und hier den Geistesspuren nachgeht. In den letzten Stunden hat er uns bei der Darstellung des Willens ein recht nacktes Bild von dem ‚natürlichen Menschen‘ in seiner Eigensucht und den hierin ihr agens habenden Trieben, Affekten und Leidenschaften gegeben.“

Diese Äußerungen zeigen, wie G., innerlich von der pietistischen Fragestellung bestimmt und rein spekulativer Theologie abgeneigt, an die geschichtlich gegebene Wirklichkeit anknüpfen will.

Auf Trendelenburg beziehen sich auch im Brief vom 29. Mai 1856 mehrere charakteristische Sätze:

„Trendelenburgs Geschichte und Kritik der Systeme seit Kant interessiert mich ungemein, und ist überhaupt Trendelenburg nach Hofmann mit Nitzsch mein liebster Lehrer, den ich gehabt; er ist noch bei Kant, hat alle drei Kritiken desselben der Reihe nach genetisch entwickelt, Ausgangs- und Zielpunkt angegeben und auf die Unvollkommenheiten hingewiesen, namentlich den Subjektivismus der Erkenntnislehre, den unvermittelten Dualismus zwischen apriorischem Denken und der Erfahrungswelt aufgedeckt. Die affektlose Strenge wissenschaftlicher ganz der Sache hingebener Untersuchung, und die Schärfe und Klarheit der Darstellung lernt man an Trendelenburg recht bewundern. Etwas weitläufig ist er allerdings, um deutlich zu sein.“

Der Brief an die Eltern vom 23. Juli 1856 gibt dann ein mehr zusammenfassendes Zeitbild:

„... Mein Leben in Berlin ist das alte geblieben. Schon aber fängt die Unruhe der bevorstehenden Abreise an. An den Kollegien zehre ich noch immer mit vollen Zügen. Weniger liege ich aus Mangel an Zeit Kunstgenüssen ob. Trendelenburg hat in den letzten Wochen sehr eingehend Schleiermachers Ethik dargestellt und beurteilt. Jetzt bleiben für Hegel und Herbart nur mehr 10 Stunden übrig, was mir leid tut, da ich diese beiden von den neueren Philosophen gerade am wenigsten verstehe, d. h. ihnen nachdenken kann. In der letzten Stunde hat er uns auf Fr. v. Baader aufmerksam gemacht, der mit Schelling verwandt, aber mehr auf ihn gewirkt haben als von ihm beeinflusst sein soll, dessen Philosophie jetzt von seinem Schüler begeistert verbreitet wird als die Philosophie der Zukunft. Nitzsch geht jetzt mit besonderer Liebe und urkundlicher Genauigkeit auf die alten und neuen Unionsbestrebungen ein, trägt zwar nicht ohne Farbe vor, geht aber auch tief auf den dogmatischen Gegensatz der beiden Konfessionen ein. Wegen dieser beiden Kollegien ist es mir ganz besonders lieb, daß ich diesen Sommer noch in Berlin geblieben bin. Zwischen Hofmann und den Orthodoxen hat sich jetzt ein höchst bedeutsamer und gewiß folgenreicher Streit erhoben, dessen Ausgang die Entscheidung bringen wird, ob die lutherische Kirche allen Fortschritten in der Wissenschaft entsagen, sich gemächlich auf dem Polster der alten Formen betten oder im Kampf stets von neuem aus der reichen Quelle tiefer und tiefer schöpfen will. Die Heerlager sind sehr interessant. Hengstenberg, der Unierte! auf Seite der Orthodoxen gegen Hofmann, den Altlutheraner! der der Freiheit kirchlicher Lebensbewegung das Wort redet. Hier werden des Herzens Gedanken offenbar werden. Möchte die Frucht des Kampfes sein, daß offen

und ehrlich jeder sagt, was er will, die einen nicht unter der Maske einer Union, die gesetzlichste Orthodoxie befördern, die andern unter einer Fahne mit den lutherischen Hierarchen, doch das Panier evangelischer Freiheit hochhalten. Denn durchdringen wird Hofmann gewiß nicht wohl aber vielleicht seinerseits auf eine entschiedenere Stellung gegenüber dem modernen Confessionalismus gedrängt werden. Tief betrüben muß der Ton, in dem die theologischen Streitigkeiten immer geführt zu werden pflegen. Immer mischt sich persönliche Gehässigkeit ein. Hofmanns Theologie glaube ich jetzt gründlich verstanden, wenn auch noch nicht verarbeitet zu haben. Seine Abweichung von der kirchlichen Lehre ist allerdings nicht formal, wie er angibt, sondern material.“

Über Hofmann und seine Theologie spricht eingehender der Brief vom 13. Juni 1856, der auch auf G.s philosophische Beschäftigung noch einmal zurückkommt. Er knüpft dabei an den im eben zitierten Brief auch berührten Streit an, der zwischen Hofmann und den Rostockern entstanden war:

„Hengstenberg geifert jetzt förmlich allenthalben gegen Hofmann los und die Rostocker ziehen auch schon gegen dessen Kirchlichkeit zu Felde. Da bereiten sich vielleicht wichtige Dinge vor. Hofmann hatte längst erwartet und gewünscht, daß man ihn angreifen würde. Übrigens über seinen theologischen Standpunkt bin ich durch seinen ‚Schriftbeweis‘ um vieles klarer geworden. Er ist auch entschieden spekulativer Theologe, und daß er sein System eine evolvierende, nicht deduzierende Entfaltung des Christentums, sofern es in ihm als Christ wirkliches Leben ist, nennt, ist große Selbsttäuschung, da er teils der Schrift rein objektiv entnimmt, was er zu evolviere glaubt, teils auch ganz entschieden deduziert, so z. B. daß Gott sich in die Ungleichheit eines innergöttlichen Verhältnisses (Dreieinigkeit) begeben hat, um der Gott des Menschen zu sein, der der wesentliche Gegenstand des ewigen Liebeswillens Gottes ist. Eine sehr bedenkliche Lehre! Das göttliche Ich, das im Menschen Jesus erschienen ist, nennt er daher ‚Gott das urbildliche Weltziel‘. Was ist das viel anderes, als ein idealer Urmensch! Die Objektivität und Absolutheit der göttlichen Dreieinigkeit verschwindet gar sehr. Doch davon einmal mündlich mehr.“

In der letzten Zeit suche ich ernstlich eine feste philosophische Grundlage zu gewinnen, d. h. in dem Sinne, ich suche gewandt und heimisch zu werden in allen Formen menschlichen Denkens. Die menschliche Geistesgeschichte ist sonst nicht zu verstehen. Trendelenburgs Vorlesung über ‚die neueren Systeme‘ hilft mir dazu wesentlich. Fichte habe ich allerdings auch durch ihn ganz und gar nicht verstehen gelernt. Sehr sagt mir die Philosophie Jakobis zu, soweit ich sie gehört. Wenigstens scheint seine Polemik gegen Kant und Fichte einerseits, sowie Spinoza andererseits ganz berechtigt und auch die Grundlage seiner Position richtig. Mit Trendelenburgs Logik beschäftige ich mich auch, der einen neuen, zwischen

Kant und Hegel liegenden Weg einschlägt und von dem Versuch einer Vermittlung zwischen Denken und Sein ausgehend zu der beiden gemeinsamen Tätigkeit der Bewegung kommt, welcher Begriff mit dem des Zwecks verbunden die Grundlage seines Systems bilden.“

Mehrere Ausführungen der letzten Briefe zeigen uns, wie G. am Schluß seiner Berliner Zeit auch Stellung zu den theologischen und kirchlichen Parteien zu nehmen beginnt. Sein Orientierungspunkt bleibt immer die Heilige Schrift. Allem Parteiwesen ist er gründlich abgeneigt. Er will die Dinge innerlich bei sich verarbeiten und das Gute und Wahre nehmen, wo er es findet. Hat man ihn später einen „Vermittlungstheologen“ oder gar einen vermittelnden „Kirchendiplomaten“ genannt, so zeigen schon diese Studententbriefe, wo bei ihm die innerste Triebfeder für alle „Vermittlung“ lag. Nicht ein schwankendes „Einerseits-Andrerseits“ hat ihn geleitet, sondern der feste Wille, allein nach der Heiligen Schrift sich zu richten und das Reich Gottes zu fördern. Danach richtet sich auch später seine Stellung im kirchlichen Leben. Natürlich sind die Äußerungen des Studenten noch unbestimmt, und seine späteren Anschauungen sind noch nicht entwickelt. Aber stimmungsmäßig sind sie schon angedeutet. Das Berliner Parteileben hat ihn schon damals angewidert. Hören wir einige dafür charakteristische Äußerungen:

An Anna Müller am 10. Juni 1855:

„Am ärgerlichsten ist mir immer, was die Leute immer eine so verschiedene Sprache sprechen und dadurch die meisten Mißverständnisse hervorrufen. Wenn alle Gelehrten ihre Gedanken in eine begriffliche Form kleideten und sich in der Polemik die Eigenliebe nicht an die ihnen eigene Form hinge, würde nicht halb so viel Streit in der Welt sein . . . Wo man hinkam, ist Partei und wo Partei ist, ist mehr oder weniger Blindheit. Da soll man wählen, sich entscheiden und doch findet man die Wahrheit und das Maaß nirgends ganz vertreten, sondern vertheilt und überall mit Irrtum, Lüge und Leidenschaft untermischt. Wenn dieser Gedanke nieder drücken kann, bleibt doch der Trost: Ja wir haben irgendwo die Wahrheit ganz, und nicht nur ganz, sondern auch reich, deutlich wirksam, von Gott uns selbst gegeben, wir haben die Wahrheit in seinem Wort. Immer lebendiger tritt mir die Wahrheit vor die Seele, mich in die Heilige Schrift hineinzuforschen, hineinzuleben, hineinzubeten.“

An die Eltern vom 21. März 1856: „Mein Streben auf der Universität ist nicht, Kirchenmann zu werden in einer bestimmten mit der Muttermilch eingesogenen Richtung, sondern im Worte Gottes gegründet

zu werden und mit dem mannigfachen kirchlichen Zeitgeist mich zunächst nur vertraut zu machen.“

Brief an Anna Müller vom 11. Juli 1856: „Ein Charakterzug geht jetzt schon durch all' mein Denken, Reden und Handeln hindurch, der anfängt zur Gesinnung zu werden; das ist eine Gleichgültigkeit gegen die Form geschichtlicher oder neugemachter Gegensätze oder vielmehr das Streben sie in eine Einheit zusammensetzen. ‚thum‘, ‚ismus‘ und andere Schlagworte erfüllen jetzt die in allen Gebieten geistigen Lebens so scharf zerspaltene Welt und jeder hat ein Gespenst von der Weltanschauung, die nicht die seinige ist, worunter er alles mögliche Schlechte, Gefährliche, Unwahre drunter befaßt. Man sucht nicht einmal mehr nach Einheitspunkten und beruhigt sich dabei: ‚Das sind nun einmal unverträgliche Standpunkte.‘ Es giebt aber nur einen unversöhnlichen Gegensatz: das ist die sich im Menschen wollende Liebe Gottes, die nach selbstischer Abkehr des Menschen als Gnade von Neuem erscheint, und das dieser Liebe widerstrebende Wollen, die Sünde. Aber über diesen Gegensatz, dessen einzige Vermittlung in Jesu ist, hüpfte man sehr leicht hinweg. Dagegen gilt: Stehe ich fest in täglich, tiefer und tiefer gehenden Erkenntniß dieses Gegensatzes begründet, so möge mir Gott meine Augen helle machen, daß ich weder im Franzosen noch im Russen den Bruder vergesse, weder im Konfessionalismus noch im Subjektivismus das wahre religiöse Leben und Streben unbeachtet lasse, weder im gesunden Drange der Völker nach politischer und religiöser Freiheit nichts als den Revolutionsteufel, noch in dem Streben nach Neubegründung einer festen bürgerlichen Ordnung nur Egoismus und Despotismus erblicke u. s. w. Es gilt das Herz offen für die Liebe und die Augen hell für Verständniß durch die Liebe halten, aber sich in der Liebe zu gründen, die alles Gottwidrige haßt, weil es gegen die Liebe ist.“

Endlich sei einer Erörterung hier noch Raum gewährt, welche die erste deutliche Stellung zu kirchlichen Fragen andeutet. Wir werden sehen, wie stark er in Tübingen unter dem Einfluß Becks an der „Kirche“ Kritik zu üben veranlaßt wird. Man sieht aber in den nachfolgenden Äußerungen, daß nicht erst Beck solche Gedanken in ihm geweckt hat. Er lernte in Berlin die starke Vermischung religiöser und politischer Fragen kennen. Die Verwechslung der empirischen Kirche mit der Kirche Gottes trat ihm auf Schritt und Tritt entgegen. Diese Konfusion, die er im späteren Leben im Gegensatz zu Adolf Stöcker bekämpfte, lehnte er schon damals ab, wenn auch der Gedanke der „Missionskirche“ später landeskirchlichen Gesichtspunkten weichen mußte. Mancher Freund der „Volksmission“ wird in den folgenden Worten seine Gedanken ausgedrückt finden:

Aus einem Brief an Anna Müller vom 12. Oktober 1856: „Über das Wesen und den Beruf der Kirche habe ich in der letzten Zeit viel nachgedacht und mit Schmerz erfüllt es mich, daß man das „Kirchliche“ und „Politische“, das religiöse und das soziale Gebiet nicht gehörig unterscheidet. Scheiden soll man es nicht, aber unterscheiden. Die ganze social-politische Welt theilt jetzt der Gegensatz vom Objektivismus und Subjektivismus, Conservatismus und Fortschrittsbestrebungen und statt daß sich diese beiden Richtungen ergänzen und in ihrer Wahrheit eine werden, stehen sie sich unversöhnlich schroff gegenüber, hassen sich und versteht keiner den andern. Ganz dieselben Gegensätze pflanzen sich auf dem Gebiet der Kirche auf unter den Namen Konfession und Union, Kirchlichkeit und Toleranz und zehren an dem Lebensmark der Gemeinschaft, die berufen ist, das Reich Gottes auf Erden zu gründen, zu erweitern, zu vertiefen. Da sehen sie alle „die Kirche“ mit fleischlichen Augen an. Die Einen wollen sich weiden an ihrem stattlichen Bau, ihrer Erhabenheit und Schönheit und mit Andacht sich in das Geisteswesen, das der alten ehrwürdigen Mutter eignet, versenken. Sie wollen schon in ihr, nicht durch sie das Himmelreich haben und welch' Himmelreich! Einen Komplex frommer Empfindungen, der ihnen einen gemüthlichen Stützpunkt gewährt für ihr ganzes irdisches Treiben und eine festgegründete Anstalt, die ihnen verbürgt für deren Gehalt. Die anderen sehen in der Kirche wieder nichts als ein Produkt des menschlichen Geistes, speciell des religiösen Geistes und glauben ihr Spiel mit dem Werk Gottes treiben zu können nach eigener Eingebung und Willkür. Freventlich experimentieren sie an Gottes Wort und Ordnung, nicht wissend, woran sie sich vergreifen. Diesen und vielen andern Mißgriffen des Gedankens und der That würde man überhoben sein, wenn man sich gewöhnte, die Kirche als Missionsanstalt aufzufassen, die das Werk Gottes, das Jesus auf Erden vollführt, durch das Wort in die Welt hineingestalten soll, durch das Sakrament pfandweise das ewige Leben aneignen soll. An dem Bau der Kirche als Gemeinschaft soll nicht mit ästhetischer Tendenz gearbeitet werden, daß eine Form sich gestalte, die dem inneren Gehalt der Gemeinschaft vollkommen entspreche, sondern mit teleologischer Tendenz, daß die eine große Anstalt der Gnadenmittel sich zweckmäßig verzweige in kleinen Anstalten, die durch dauernde solide Institutionen am weitesten innerlichsten und wirksamsten den Missionsberuf der Kirche ausführen und die Garantie in sich tragen, daß dies auch in Zukunft geschehe. Missionsberuf verstehe ich hier im weittragendsten Sinn dieses Wortes, und es wäre eine belohnende Arbeit mit praktischem Umblick und geistigem Einblick auszuführen, wie sich im häuslichen, staatlichen und socialen Leben dieser Missionsberuf der Kirche und des Dieners der Kirche in den einzelnen Verhältnissen zu gestalten haben. Alle die Wirren, die der christlichen Geschichte Bewegung gaben, das Verhältniß von Staat, Schule, Ehe etc. zur Kirche würde in dieser Auffassung ihre beiden

Theilen ihr vollkommen recht lassende Lösung finden. Das Hervortreten mit Ansprüchen, die ihr Gebiet überschreiten, hat der Kirche zuerst schwindsüchtige Blüten, dann schnelles Verderben gegeben.“

Dieser Brief stammt schon aus der Ferienzeit im Herbst 1856, als G. Berlin schon verlassen hatte und die dort gewonnenen Eindrücke in sich verarbeitete. Er brachte diese Zeit im Elternhause zu Koblenz zu und ging dann Ende Oktober nach Tübingen.

3. Tübingen (Okt. 1856 bis August 1857).

In Tübingen lebte von der Goltz fast ganz der Arbeit und beteiligte sich am studentischen Leben wenig. Auch der Familienverkehr war nur ein beschränkter. Nur in den Familien Helfferich und Tafel war er häufiger, zuweilen bei Beck, Oehler und Fichte. Bei F. Chr. Baur machte er nur einen kurzen Besuch, wurde „steifhöflich“ empfangen und trat ihm auch weiterhin nicht näher. Im Kolleg hatte er den Eindruck, daß die geistige Lebenskraft des berühmten Führers der Tübinger Schule schon in etwas gebrochen sei. Mit einigen Freunden bildete von der Goltz ein wissenschaftliches Kränzchen, das sie stolz „die Akademie“ nannten. Man kam wöchentlich zusammen, um eigene Geistesprodukte vorzutragen. Teilnehmer waren die beiden Söhne des Berliner Generalsuperintendenten Hoffmann, Karl und Wilhelm, Karl Sachse (theol.), ein Mediziner Sick und die Theologen Paulus und Barmer. Man sprach über naturwissenschaftliche, philosophische, klassisch-philologische und theologische Themata. Goltz behandelte z. B. das Problem der Willensfreiheit, das Verhältnis von Fühlen, Wissen und Wollen und den Begriff der „Phantasie“. Diese Aufsätze waren die ersten Versuche eigener Produktivität. Die Freunde hatten viel Anregung davon, blieben zeitlebens in treuer Freundschaft und trafen, ihrem Versprechen gemäß, fast alle bei dem Tübinger Universitätsjubiläum im Jahre 1877 wieder zusammen.

Den eigentlich beherrschenden Einfluß auf sein inneres Leben wie auf sein theologisches Denken übte in Tübingen Johann Tobias Beck aus, bei dem er im Wintersemester 1856/57 den zweiten Teil der Ethik, über Auslegung des Römerbriefes, im Sommer 1857 Auslegung des Epheserbriefes und die Pastorallehren des Neuen Testaments hörte. Was ihn an Beck so anzog, war vor allem seine innerliche Beugung unter die Heilige Schrift. Davon

gewann G. die Freiheit selbständigen Denkens, unbekümmert um dogmatische oder kirchliche Schranken. Die sehr scharfe Kritik, die Beck an allen Erscheinungen des kirchlichen Lebens übte, erschien ihm zwar zu weitgehend. Aber er erkannte innerlich den Maßstab an, den Beck an die Dinge anlegte. Nichts als „die Schrift“ sollte maßgebend sein und die innerliche Orientierung an den Heilsgedanken Gottes. So förderte Beck die innere Krisis bei G., die jeder Theologe einmal durchmacht, wenn er die innerlich gewordenen Ideale mit den Wirklichkeiten des Lebens und den Zeitströmungen seiner Gegenwart vergleicht. Becks Predigten sowohl wie der ganze Eindruck seiner Persönlichkeit wirkten in gleicher Richtung. Den Konfessionalismus überwand G. nun völlig; im übrigen löste Beck die Spannung, die zwischen den Erlanger und den Berliner Eindrücken bestanden hatte, und gab ihm eine innere Freiheit gegenüber allen Autoritäten der Vergangenheit und der Gegenwart, die ihn zeitlebens unabhängig machte gegenüber allem Parteidoktrinarismus.

Hören wir ihn nun selbst, was er über Beck schreibt:

An die Eltern vom 7. November 1856: „Von 11—12 Uhr höre ich bei Beck Ethik, von 3—4 Uhr Römerbrief. Er hat die konsequenteste biblische Methode, die mir noch vorgekommen ist, ist aber, wie mir scheint, nicht frei von Formalismus und entnimmt der Schrift zu viel, verkennt auch zu sehr ihre Bilder- und Gleichnißsprache. Aber die Tiefe der Forschung und die unbedingte Unterwerfung unter das Wort Gottes ist groß. Am wirksamsten ist auf mich der Ernst seiner christlichen Lebensanschauung, der ganz frei von Pietismus ist, aber noch ernster wie dieser. Sein ganzer Charakter ist scharf, bestimmt, originell, aber seine Richtung vorzugsweise negativ, indem ihm nichts gut ist und alle Bestrebungen unserer Zeit, auch die christliche, wie innere und äußere Mission seinem Verwerfungsurteil anheimfallen. Doch ist seine Polemik nicht Raisonnement, sondern auf Gesinnung und Erfahrung ruhende Überzeugung, die das Ziel jedes Menschenlebens allein in der Grundlegung und Pflege des persönlichen Verhältnisses zu Gott in Christo sieht. Er bildet vielfach eine Ergänzung zu Hofmann, und außer diesem hat mich noch kein Theologe so innerlich erfaßt. Seine Exegese ist mir zu sehr Analysierung der biblischen Begriffe, weniger genetische Reproduktion des Gedankenganges.“

An die Eltern vom 23. November 1856: „Beck faßt mich mehr und mehr, und ich glaube, er wird einen fast so durchgreifenden Einfluß wie Hofmann auf mich ausüben, wenn auch mehr auf sittlichem Gebiet. Ohne die tiefsten Gedanken ist er gar nicht, wenn auch sein Gesichts-

kreis sich nicht auf einen großen Umfang erstreckt und er mit allem Bestehenden gar zu sehr gebrochen hat. Namentlich ist die Methode seiner Exegese sehr originell und lehrreich. Auch auf Spaziergängen, wenn man ihn anbohrt, ist er in gehaltvoller Weise mittheilsam. Im Lehrvortrag ist er leider etwas breit und sich wiederholend.“

An die Eltern vom 6. Dezember 1856: „Heute predigt Palmer. Seine Predigten sind sehr künstlerisch angelegt und positiven Inhaltes. Man wird aber nicht warm dabei und nicht angefaßt. Da ist Beck anders, der rein aus dem Wort redet, aber ohne Rhetorik die Sache nahebringt und daher die Gewissen faßt. Übrigens sind seine Predigten gerade wie seine Collegs; er verweist auch in der Ethik oft auf sie. Seine wissenschaftliche Darstellung ist etwas breit und umständlich. Überhaupt setzen hier alle Kathedervorträge schrecklich bornierte Köpfe voraus. Im Römerbrief steht Beck noch am Anfang von C 2, die Exegese aber ist ausgezeichnet und man hat etwas Bleibendes davon. In seinen praktischen Exkursionen muß gelegentlich die Berliner Conferenz (die in Schloß Monbijou) und das Bairische Oberkonsistorium unter dem Namen „Kirchenmacherei“ herhalten. Alle die Bestrebungen unserer Zeit nach Formulierung und Gestaltung der öffentlichen Zustände, mögen sie konfessionell oder unionistisch sein, bekämpft er mit den Waffen des Geistes und Wortes. Manchmal tut er wohl Lufthebe und stellt sich die Gegner anders vor als sie sind. Aber im ganzen geht er sehr tief auf den Grund christlichen Lebens ein nicht in Abstraktion, sondern in den konkretesten, realsten Beziehungen und ist besonders bestrebt, alles gemachte, unwahre oder übertriebene Scheinwesen seiner gleißnerischen Hülle zu entkleiden. Doch schadet, glaube ich, diese seine Richtung, da die jungen Leute, ohne den Halt der Gesinnung zu haben, gern raisonnieren und namentlich der bestehenden Kirche innerlich entfremdet werden. So z. B. gerade die Besten gehen Sonntags nur dann in die Kirche, wenn Beck predigt, und das kommt nur alle 4—5 Wochen vor. Das wird sich gewiß bei ihnen als Pfarrer rächen und bei den abstrakteren Norddeutschen, die aus allem gleich Theorien und Prinzipien machen, noch mehr als den nüchternen Schwaben.

Mit Rothe werde ich nächste Woche fertig. Seine Behandlung der Theologie verletzt mich geradezu. Die Vermessenheit der menschlichen Vernunft, über diese Dinge im Tone des Meisters zu reden, an die ihre Kraft nicht reicht und ihr Selbstbetrug, indem sie mit fremden, der Erfahrung entnommenen Federn sich schmückt, endlich die Unlauterkeit, mit der sie Tatsachen, die sich nicht deduzieren lassen, wie die Sünde, verdreht, entmarkt und zurechtschneidet, ist hier auf die Spitze getrieben¹. Übrigens glaube ich doch, daß auch der Theolog der Philosophie nicht

1) Im späteren Leben hat G. Richard Rothe außerordentlich geschätzt, wenn er auch seine rein spekulative Methode ablehnt. Er nahm in Berlin häufig mit den Studenten den ersten Band von Rothes Ethik durch, um sie im Denken zu schulen.

entbehren kann, und zwar müßte sie als Kritik zwischen die historische und systematische Theologie treten; jene gibt den Stoff, diese die wissenschaftliche Form. Die Kritik vermittelt beide in der Methode. Es braucht ja nicht jeder Christ Bibelforscher und Theologe zu sein; aber wer Theolog sein will, kann sich der Philosophie nicht entziehen. Die Feinde der Philosophie in der Theologie bringen doch die zur einen Thür ausgetriebene Philosophie in ihren individuellen Begriffen zur andren wieder herein und die Folge solcher Selbsttäuschung ist meist Unklarheit, da sie sich über die Prinzipien keine Rechenschaft geben.“

An die Eltern vom 25. Januar 1857: „Becks entschiedene Theologie drängt zu Entschiedenheit und ihren Einflüssen habe ich mich jetzt unterstellt. Hoffentlich wird Segen daraus entspringen. Mehrere Stunden arbeite ich täglich daran und bin mit dem ganzen Menschen dabei. Wissenschaftlich steht Beck Hofmann ebenso weit nach, als er ihn an geistlichem Charakter und Tiefe weit hinter sich läßt. Was mich mit umso mehr Vertrauen an Beck schließt, ist das Maaß, die Besonnenheit, mit der er alles in der Welt ansieht, und die Gedankenenergie, mit der er nirgends bei der Parthei und ihrer Phrase stehen bleibt. Es ist merkwürdig, wie sich meine christlichen und socialen Ansichten in mir vorbereitet hatten, um in Beck ihren klaren Ausdruck und ihre prinzipielle Begründung zu finden. Er ist persönlich oft sehr schroff und blind gegen das Gute, was noch in der Welt ist, aber in seiner Theorie gar nicht einseitig. Vielleicht schicke ich Euch nächstens einmal eine Predigt von ihm. Bei ihm sieht man, was eine wirkliche und vollzogene Gehorsamsbeugung unter das Wort Gottes, mit Nachdenken verbunden, mit geistiger Selbstständigkeit aus dem Menschen macht. Nur der Christ kann, wenn Gesinnung und Überzeugung sich gegenseitig verstärken, frei sein von den verführerischen Axiomen des Zeitgeistes, von denen das ganze öffentliche Leben bestimmt ist. Im Museum lese ich öfters Zeitschriften, auch kirchliche. In keinem fast ist mir der Ton unangenehmer als in den heutigen Stimmführern der Union, namentlich der protestantischen Kirchenzeitung, aber auch der Darmstädtischen. Es ist wirklich ein geistlicher Brambarbasismus in ihnen herrschend: „Wir stehen auf der Höhe des Lichtes, fern von allem Parteiwesen.“ Und was ist ihr Charakter? Christlich gefärbter Humanismus und dieser selbst Partei. Doch freilich sind solche Zeitkrankheiten, namentlich auch die der Raisonnements, nicht außer mir, sondern ich trage sie selbst in mir und hier will ich sie zuerst bekämpfen und töten, dann aber auch nach außen nicht poltern, sondern schlichtes Zeugnis ablegen, und dabei soll mich keine Rücksicht auf Urteil und Gefallen der Menschen einschränken oder einschüchtern. Das ist auch trotz allem Weltverbessern das einzige Mittel, der Welt aufzuhelfen, d. h. einen kleinen Teil aus der Masse zu retten, ohne Schen, einfach und bestimmt Zeugnis abzulegen von der Wahrheit, halbe, gutmeinende Herzen zur Entschiedenheit zu drängen, verblendeten Aufrichtigen die Augen zu öffnen. Es ist mir einer der dunkelsten Wege Gottes,

wie er das Schifflin seiner Gemeinde so in die Arme von Staat und Kirche hineingestellt hat, die ihre Wellen über ihm zusammenschlagen lassen, sodaß unser kurzsichtiges Auge nur mühsam seine Spuren entdeckt. An dieser Verwechslung zwischen der verborgen ihren Faden durch die Weltgeschichte ziehenden Gemeinde Jesu mit den großen öffentlichen Institutionen lebt die Kirche ihr äußeres, streitvolles Leben, und keine Philosophie hat durch Aufhebung dieses Widerspruches in dem notwendigen Gegensatz von Ideal und Leben die Welt zu beruhigen vermocht. Wenn die Christen sich an den von der Schrift doch so klar ausgesprochenen Gedanken gewöhnen könnten, daß ihnen nicht die ganze Welt bestimmt ist in diesem Aeon, so würden sie weniger in die Breite, aber mehr in die Tiefe wirken, weniger die allgemeine Entwicklung fördern, aber mehr Gottes Kinder zeugen! Doch genug!“

An die Eltern vom 20. Februar 1857: „Mit Becks Ethik bin ich noch immer eifrig beschäftigt, jetzt gerade mit der Lehre von den Sakramenten. Im Ganzen hat er dem Resultat nach die lutherische Grundanschauung, aber anders begründet und angewandt. Die Kindertaufe verwirft er ganz als eigentliche Taufe. Sie ist ihm nur eine passende, aber ganz unwesentliche, menschliche Form für die Darbringung der Kinder durch christliche Eltern an den Herrn, daß er sie segne. Sein Schriftbeweis gegen die Kindertaufe hat mir sehr eingeleuchtet, wogegen der Versuch, ihr doch eine Bedeutung abzugewinnen, mir unkonsequent und gekünstelt vorkam. Vielleicht faßt er auch die Taufe zu sehr als Bad positiver Wiedergeburt und Erneuerung, und dann ließe sich noch eine Rechtfertigung für die Kindertaufe finden. Gibt es eine gründliche, ausreichende, schriftmäßige Verteidigung der Kindertaufe? Vielleicht weiß es Onkel Max (Goebel). Beck tut daran nicht gut, daß er manchmal zu viel zerstört, ohne genügend aufzubauen. Jenes ist aber weit leichter als dieses und ohne dasselbe gefährlich. Man kann sich aber bei ihm, auch seinem Niederwerfen, wenn man sich den eignen Blick frei hält, darum mit Vertrauen hingeben, weil er innerlichst keine andre Tendenz hat, als sich mit gewissenhaftester Treue dem Ausspruch der Heiligen Schrift zu unterwerfen, und hier ist er unbedingt tiefer als Hofmann, der ihm sonst an dialektischer Gabe und Scharfsinn weit überlegen ist. Im Römerbrief hat er namentlich die protestantisch-juridische Rechtfertigungslehre scharf auf dem Korn. So etwas Vortreffliches, wie seine schriftmäßige Lehre von der Gnadenordnung, erinnere ich mich, kaum gelesen zu haben. Man merkt, daß seine Forschungen nicht gewandte, geistreiche Zurechtlegung, sondern die errungenen Resultate einer ernsten, unermüdlchen Arbeit eines ganzen Lebens sind, und daß sein ganzes Innere lebendig und daher allseitig verstehend, in den Sachen selbst steht, die er darstellt.“

An die Eltern vom 17. Mai 1857: „Doch nun Etwas zur Beantwortung Deines Briefes. Daß auch mir die Gefahr der Einseitigkeit nahe liegt, sehe ich ein und danke Dir von Herzen für Deine väterliche Mah-

nung. Aber kaum glaube ich, daß Beck diese Gefahr vermehrt. Er ist es gerade, der mir in dem vielen Raisonieren, das ich vielleicht allerdings unter Onkel Karls Einfluß mir angewöhnt, mehr und mehr den leichtfertigen Mund zuschließt und mich treibt, erst Grund zu legen und dann zu bauen. Darin kann und soll er mich ja einseitig machen, daß ich nur auf Gottes Willen sehe und den Gedanken vollziehe, daß nur in Gott und den Seinen wahrhaft Leben ist. Beck verachtet nicht Kirche und Staat, seine Polemik geht ebenso scharf gegen die Sektierer, aber er glaubt das falsche Vertrauen auf die öffentlichen Formen strafen zu müssen, daß man das Reich Gottes in das Eitle zieht, Schein an die Stelle von Geist setzt. Wie sehr Deine ganze Lebensanschauung mit der Beck'schen übereinstimmt, zeigte mir deutlich, als ich über Deine Weise, uns religiös zu erziehen, nachdachte. So vieles, von dem Du uns zurückgehalten, uns mit wenig Speise genährt, die Entwicklung von innen gepflegt hast, ist nichts als die praktische Anwendung dessen, was Beck gemäß seines Berufs als Lehrer uns in der Theorie an das Herz legt. Was Dich so von der jetzt die obere Atmosphäre Preußens beherrschenden Richtung abstößt, ist nichts anderes, als was Beck an der Zeit so straft. Der Unterschied ist nur der, daß Du in Deinem Kreise darnach tust, während Beck als öffentlicher Lehrer es entwickelt und freilich dadurch allenthalben Anstoß erregt. Ob seine Polemik stets die rechte Form hat, darüber will und brauche ich nicht zu urteilen. An der Sache habe ich genug und darnach will ich streben, daß die Wahrheit in mir die rechte, d. h. die ihr entsprechende Äußerung finde. In der Auffassung des Wertes der natürlichen Kulturgebiete des Lebens würden Beck und Du allerdings etwas auseinandergehen und verlange ich sehr, mich mit Dir noch einmal gründlich darüber auszusprechen, weil ich mir darüber nicht klar bin. Übrigens kommt auch diese Verschiedenheit wohl vorzüglich von der verschiedenen Lebensstellung her. Wie wenig Beck die pietistische Einseitigkeit hat, kannst Du daraus entnehmen, daß er in der Pastoraltheologie noch kein Buch so empfohlen hat wie Herders Briefe über das N. T. und uns gestern noch eine halbe Stunde daraus vorlas. So pries er auch in der Ethik Seilers Moral besonders. Scharf geht seine Polemik gegen alle künstliche Geistlichkeit, die den Menschen im Amtsrock verbirgt, und auf die Natur und die schöpferischen Grundordnungen in ihr verweist er fast jede Stunde. Nach dem Maßstab der heutigen Parteien ist Beck nicht zu messen. Er gehört keiner derselben an, so wenig wie Bengel zu seiner Zeit oder Oetinger, mit denen er geistesverwandt ist. Mag Beck hier und da Unrecht haben oder nicht, er wirkt dadurch gut, daß er Herz, Gewissen und Nachdenken anregt, an Gott sich Rechenschaft zu geben über alles, und wer ihm treu folgt, an dem muß sich auch, was sich von seiner Lehre nicht bewährt, von selbst ausscheiden.“

An die Eltern, Pfingstsonntag 1857: „Becks Kolleg flößt mir allmählich andere Begriffe der apostolischen Begriffe von Gerechtigkeit und

Rechtfertigung ein, Wenn Beck Recht hat, so greift das allerdings nicht nur in die Theologie, sondern in die Frömmigkeit ein. Das traditionell Protestantische wird spezifisch alterirt, vielleicht im Geist Menkens. Die Thatsache, daß so viele Forscher, die originell aus der Schrift schöpfen, sich in Abweichung vom Kirchlichen auf einem Wege zusammenfinden, macht mich stutzig. Diesen Begriffen muß ich noch weiter nachgehen. Auch Hofmann und Nitzsch, wenn auch weniger entschieden, sind auf derselben Spur und werden gerade deshalb so verketzert. Übrigens vor den symbolischen Büchern habe ich großen Respekt bekommen. Charakteristisch war mir, daß die Konkordienformel, in der am wenigsten der ächte Geist Christi waltet, in Ton und Form entschieden die salbungsvollste ist und höchstens darin noch vom Tridentinum übertroffen wird, bei dessen letzten Sessionen Strohdrescherei und Salbungston wetteifern, während die ersten einfacher und gehaltvoller sind.“

Aus diesen Briefen ist die beherrschende Stellung Becks für G.s theologisches Denken in der Tübinger Zeit deutlich zu erkennen, zugleich aber die wachsende Selbständigkeit der inneren Verarbeitung der durch ihn gegebenen Anregungen. Weniger noch als bei Hofmann wird G. zum blinden Anhänger des Meisters und hält seine Augen offen auch für alle anderen geistigen Erscheinungen seiner Zeit.

So beschäftigt er sich mit lebhaftem Interesse mit den christlichen Bewegungen im württembergischen Volksleben. Er benutzt die Osterferien ebenso wie die Pfingsttage 1857 zu Reisen durch das württembergische Land. Nach einem kurzen, fröhlichen Erholungsaufenthalt im Pfarrhause zu Schönberg (Schwarzwald) besucht er Dr. Bahrdt in Calw und Blumhardt in Bad Boll, lernt die eigentümliche Christenkolonie in Kornthal kennen und besucht eine größere Zahl der württembergischen Stundenbrüder, von denen er sehr freundlich aufgenommen wird. Sie haben ihm in ihrer schlichten und volksmäßigen Art großen Eindruck gemacht; er erzählte auch später im Leben oft und gern davon. Ihre Art der Schriftauslegung, ihre theologischen und theosophischen Einzelmeinungen brachten ihn nicht in Verwirrung. Dazu war er schon zu gefestigt. Aber er fand bei ihnen ein echtes, lebendiges Christentum, das sich unmittelbar aus der Schrift nährte, er fand lebendige, brüderliche Gemeinschaft, und das tat ihm wohl. Wir wollen daher auch von diesen Reiseerinnerungen aus seinen Briefen das Wichtigste wiedergeben.

Über Kornthal schreibt er an die Eltern von Stuttgart aus am 3. April 1857:

„... Am Samstag kam ich nach Kornthal. Es ist dort nur ein Gasthaus, das von einer Jungfer geleitet wird und dem Charakter der Gemeinde entspricht, Traktate und Erbauungsschriften dastehen hat, von geistigen Getränken nur ein bestimmtes Maß verabreicht usw. Einrichtung und Essen ist gut, aber nicht billig. Am Sonntag ist vor der Kirche Kinderlehre; dann Gottesdienst, dem die ganze Gemeinde beiwohnt. Hinter dem Tisch für den Prediger ist eine Bank, auf der der Vorstand der Gemeinde sitzt, in der Mitte der Pfarrer. Der Gottesdienst ist gestaltet wie überall in Württemberg. Nur das Lied wird zeilenweise von einem der Vorsteher vorgesprochen. Am Nachmittag war unmittelbar vor dem Gottesdienst eine Taufe, bei der also auch die ganze Gemeinde zugegen war. Hier fand auch ein vierstimmiger Chorgesang statt. Die Taufhandlung war ganz liturgisch. Meist ist nachmittags statt der Predigt Katechisation. Unmittelbar nach der Kirche sind 2 besondere Stunden, die der Alt-Pietisten und die der Michelianer, benannt nach einem sehr erleuchteten theologischen Bauern Michel Hahn († 1819). In letzterer war ich, und es hat mir sehr gut dort gefallen. Nach kurzem Gesang las der Stundenhalter, ein Schulmeister, ein Kapitel und eröffnete das Gespräch darüber mit einer Frage, das dann sich über verschiedene an den Text anknüpfende Gedanken verbreitend eine Stunde lang fortzog. Es mochten etwa 50 zugegen sein, darunter auch viele Frauen. Es sprachen jedoch nur 5—6; namentlich ein 60—70 Jahre alter Oehlmüller. Geschwätz war es nicht, sondern die sprachen, die sprachen aus Erfahrung und Forschung. Der Ton war ruhig, feierlich und innerlich. Man berief sich auf Aussprüche von Hahn, Stilling, Oetinger. Den Michelianern scheint eine bis in die Tiefen eindringende Erkenntniß besonders wichtig zu sein. Sie sind von einem großen Heiligungsernst durchdrungen; Wiederherstellung des Bildes Gottes im Menschen ist ihr angelegentlichstes Ziel. Von der Sünde und ihrem Verderben war wenigstens in dieser Stunde nicht viel die Rede. Am Abend gegen 7 Uhr war noch eine allgemeine Alle vereinigende Stunde im Betsaal, wo der Pfarrer durch Lesen und Paraphrasieren den Anfang machte und dann die übrigen auf der Vorsteherbank Sitzenden ihre Gedanken zufügten.

Am Montag besuchte ich den bürgerlichen Vorsteher der Gemeinde, den Oehlmüller, und einen alten, fast 80jährigen Bauern, der zu der anderen Stunde gehört. Er legt Alles Gewicht auf die täglich von Neuem zu erholende Vergebung der Sünden und war überhaupt mittheilsam über seine persönlichen Erfahrungen. Er sprach manches über Erziehung. Es ist schlagend, was das Christentum diesen Leuten eine maßvolle Weisheit im Urtheil gibt. Auch der Waisenhausvater Berner ist ein sehr ehrwürdiger Mann. Der jetzige Pfarrer von Kornthal Staudt scheint mir wenig in den ursprünglichen Geist der dortigen Gemeinde

zu passen. Er hat eine sehr kirchlich-amtliche Richtung für Kornthal. Alle Frauen dort schwärmen für ihn. Jeden Sonntag möchte ich ihn nicht predigen hören. Dazu ist er mir zu gefühlsaufregend. In seinem Töchterinstitut sind jetzt 120—140 Zöglinge. Auch das Knabeninstitut von Fleiderer ist besetzt. Nach Tisch ging ich noch zu der Frau Professor Hausleutner (der Wittwe von Thomas Wizenmanns Freund), die ich im Bette fand. Sie hat nichts mehr von Wizenmann, sondern Alles an Knapp gegeben.

Am Montag Abend kam ich nach Fellbach und wurde von Werner freundlichst empfangen. Er erinnerte sich auch, Dich in Düsseldorf besucht zu haben. Doch von seiner Gemeinde zu erzählen, dazu schien er nicht viel Lust zu haben. Er theilte mir eine Stelle aus einem von ihm verfaßten Leben Pfarrer Hartmanns über Wizenmann mit aus den Basler Sammlungen: ich glaube 1842. 43. Kennst du das? Am Dienstag nahm er mich mit zu einer Pfarrkonferenz, wo über die Aufnahme neuer Zöglinge in das Schullehrerseminar zu Tempelhof berathen wurde. Werner scheint bei seiner Gemeinde und seinen Kollegen in hohem Ansehen zu stehen. Einer von den Stundenhaltern sagte zu ihm: Sie sind kein Pfarrer, Sie sind ein Bruder. So nennen sich nämlich die Glieder der Gemeinschaften untereinander. Meine Reise heißt hier ein Bruderbesuch. Am Abend besuchte ich noch einen der bedeutendsten Michelianer, den Daubenschmied, mit dem ich über eine Stunde sehr interessante Gespräche führte. Sehr wunderte ich mich über die Weisheit und Bildung, mit der dieser Bauer über Dinge sprach, die sonst ernste Christen aus dem Volk von Vorneherein zu verachten pflegen, z. B. die Weltweisheit, so wie sie dem Theologen nöthig ist. Er will mich in Tübingen einmal besuchen.

Am Mittwoch Mittag kam ich nach dem Kirschenhardthof, wo ich zu meiner Freude Eure Briefe fand. Hier traf ich es insofern nicht gut, als in den Familien mannigfache, zum Theil recht ernste Krankheit herrschte. Doch hatte ich mit den Hauptvertretern dieser Gemeinde, Christoph Hoffmann und Christoph Paulus, zweimal ein mehrstündiges Gespräch, das sehr lebhaft war. Was sie erstreben, ist ein christlicher Socialismus. Ihre Polemik gegen die innere Wurmstichigkeit und Grundverkehrtheit unseres socialen Lebens, auch des religiösen ist vortrefflich, tief, ohne alle Schwärmerei. Dann sagen sie: „Mit dem Schuld- und Gnadengefühl, das man gewohnheitsmäßig spricht und nachspricht, locke man keinen Hund vom Ofen.“ Wie könne der fleischlich starke Unglaube vor solcher kraftlosen Predigt Achtung haben. Der Glaube sollte der Sieg sein, der die Welt überwindet. Die Apostel wie Luther hätten einen herrlichen Anfang gemacht, den das folgende Geschlecht liegen gelassen. Durch die faktische Darstellung, wie das ganze Leben durch das Christentum ergänzt und verklärt werde, müsse dem Volke Achtung eingeflößt werden vor dem Geist des Evangeliums. Dies mit dem Aufwand aller Kräfte des Leibes und der Seele durchgeführt werde einen furchtbaren Wider-

stand der Bosheit hervorrufen, aus dessen Entscheidungskampf der Herr durch seine sichtbare Erscheinung die Seinen zum 1000jährigen Reiche retten werde. Auf diesen Ausgang weise auch die Weissagung hin und zwar so, daß alle Christen die Pflicht hätten, diesen Ausgang durch eigenes Wirken und Handeln herbeizuführen. Hoffmann gesteht selbst zu, daß ihn ursprünglich mehr die Erfahrungen seit 1848 als Studium der Schrift zu seinen Ansichten und Plänen gebracht hätten. Bis jetzt sind 13 Familien dort ansässig, obwohl 500 zu der Sache halten. Zwischen Kornthal und Harthof ist jetzt eine unerquickliche persönliche Polemik . . .“

Aus Bad Boll, wohin er von Stuttgart aus gegangen war, schreibt er den Eltern:

„Von hier aus sei Euch heute am Palmsonntag noch ein Gruß gesandt. Von Blumhardt persönlich habe ich, da er sehr überladen ist, nichts gehabt, aber doch einen lebendigen Eindruck von dem ganzen hiesigen Leben bekommen. Das Haus ist jetzt schon, wo doch nur Familie, Gehilfen und Gesinde da sind, so voll, daß an 50 stets um 2 lange Tafeln sitzen. Er selbst widmet sich ganz seinem Beruf, auf Seelen seelsorgerisch zu wirken und ihrer Leiden in dringlicher Fürbitte zu gedenken. Heute war zweimal Predigt, weniger als ich dachte gefühlsgeladend und mehr, als ich dachte, in den lebendigen Zusammenhang der Leidensgeschichte einführend. Letzteres versteht er vortrefflich und zwar einfach ohne Rhetorik. Auch sein Gebet ist einfach, innig ohne Sturm und Drang. Eine Art von Katechisation gestern Abend war ein Muster fruchtbarer Hausandacht. Im täglichen Verkehr ist er heiter und gemüthlich, auch in den Äußeren Angelegenheiten rathend und ordnend. Seine vier lebhaften Knaben sollen auch religiös angefaßt sein. Das Bad liegt schön und ist geräumig, hat viel über 100 Logierzimmer, die im Sommer alle besetzt sind.“

Auf Bad Boll bezieht sich auch ein Stück aus einem damaligen Brief an Anna Müller:

„. . . Da Du Dich so für Boll interessirst, will ich noch etwas erzählen. Die häuslichen Einrichtungen werden dir wohl bekannt sein. Unter den Gliedern des Hauses herrscht viel Liebe und Vertraulichkeit. Mit Wort Gottes werden die Hausgenossen wohl fast zuviel gespeist, wenn nicht Bl. einfach tiefe und praktische Art, es fruchtbar zu machen, die Gefahr vermindert. Mir ist aber bei solcher Bibelhandhabung immer für Kinderseelen und halbe Charaktere bang. Bl. ist freundlich, heiter im Verkehr, hat auch auf die äußeren Angelegenheiten des Hauses sein Auge gerichtet; selbst bei der aufregendsten geistlichen Thätigkeit bleibt er sich hierin in seiner Ruhe stets gleich. Die Kraft seines Gebetes besteht nicht in dem selbstbewegten oder Andere aufregenden lebhaften Gefühl, sondern es ist höchst einfach und wo es wirkt, muß es der Glaube und die Wahrheit seines Herzens tun. Seine Thätigkeit scheint

ihn so in Anspruch zu nehmen, daß er sich selbst nur wenige Stunden Schlafes gönnt. Die Frau scheint eine stille weibliche Seele, dabei eine tüchtige, sorgsame Hausfrau zu sein.“

Das lebhafteste Bild der Winterreise, die ihn nun auf die Rauhe Alb führte, bringt uns ein Brief an Anna Müller vom 11. April 1857:

„... In diesen 3 Wochen habe ich gleichsam die Welt durchwandert. Heute bin ich von dienenden Geistern umgeben im glänzenden Wohnsitz einer Excellenz aufmerksam behandelter Gast; vorgestern Nacht stopfte man mich in das Bett einer Bauernmagd in einem armen Dörfchen. Ich war in Pfarrhäusern, in gläubigen und mehr weltlichen, in junggesellenhaften und familienbelebten, in Boll, wo sich die christliche Familie zur Gesellschaft erweitert, auf dem Harthof, wo christliche Familien ein Volk Gottes zu gründen versuchen; ich war in Gasthäusern, christlichen und weltlichen, ländlichen und städtischen, beim Schullehrer, beim Bauer bin ich Tag und Nacht Gast gewesen. Da wogen dann bunte Bilder in meinem verworrenen Gedächtniß hin und her, und Du mußt Dich begnügen, Mittheilung einzelner Eindrücke statt ordentlicher Erzählung zu erhalten.

Am reichsten und gesegnetsten waren mir die letzten Tage auf der Rauhen Alb, wo ich auch besonders reich die Liebe christlicher Brüder erfahren konnte. Am Montag marschierte ich bei herrlichem Wetter über Gebirg und Thal, die eben im zartesten Grün sich schmückend weite Flur mit freundlich beleuchtenden Ortschaften ausgestattet zu meinen Füßen, nach Hülben, einem Filialdorfe zum Schullehrer Joh. Kullen, dessen 4 Vorfahren hintereinander dort Lehrer gewesen sind. Namentlich sein Vater war ein sehr geförderter und erleuchteter Christ, viele Stunden weit im Umkreis der Mittelpunkt des christlichen Lebens im Volke und in den Gemeinschaften. Er hat auch die Monatsstunden mit Erfolg durchgeführt, in denen monatlich die Gläubigen aus mehreren Ortschaften oft 3—4 Stunden weit zu gemeinschaftlicher Erbauung zusammenkommen. In dem Hause des 30jährigen Kullen, der, ledig, mit seinen drei Schwestern zusammenlebt, war mir recht wohl. Es sind einfache, liebe, fromme Leute, gebildet, namentlich in christlicher Erkenntniß gefördert, auch reich musikalisch begabt. Am Montag ging Kullen noch mit mir auf die weitläufige Ruine Hohen-Stauffen, die eine umfassende Fernsicht darbietet. Wir hatten manche erbauliche Gespräche und ich erhielt auch manche interessante Mittheilungen von ihm. Am Dienstag war ein trüber Regentag, ich las etwas in den höchst geistreichen, aber vielfach für mein Verständniß zu tiefen Schriften des 1819 gestorbenen Bauern Michel Hahn, der einen höchst zahlreichen Anhang unter den Württembergischen Pietisten auf der Alb hatte. Am Nachmittag führte mich Kullen nach dem in einem romantischen Thalkessel gelegenen Urach zu einem Messerschmied, einem ehrwürdigen, aber noch geistesfrischen Greis, der arm und reich in der Umgebung geistlicher

Bath und Beistand ist, namentlich viel zu Krankenbetten gerufen wird, auch den Gymnasiasten im Kloster wöchentlich eine Erbauungsstunde hält. Er ist bei kindlicher Frömmigkeit reich an Weisheit und Erfahrung. Er hat früher besonders schwere innere Kämpfe durchgemacht, die ihn einmal fast bis zum Selbstmord trieben. Seine Frau, ein altes freundliches Mütterchen lebt auch noch. Als ich ihm beim Abschied sagte: Beten Sie, daß der Herr frische Kräfte zur Arbeit in seinem Reiche erwecke, sagte er: Sie werden dazu gehören, mit liebem, vollem, ernsten Blick. Das ist mir tief in das Herz gedrungen. Auch gab er mir einen Kuß. Am Mittwoch früh ging es mit herzlichem Lebewohl aus dem Hülbenener Schulhaus und mit dem halben Versprechen, Pfingsten wiederzukommen und dort zu predigen, über Urach nach Lausingen, einem kleinen Dörfchen zu dem Bauer Johannes Wörner, einem der geachteten Brüder. Freundlich nahm man mich auf, Bruder Michele ein alter Greis, und der Schulmeister wurden gerufen und manches fruchtbare Wort geredet. Wörner ist ein tief innerlicher Christ und scheint in recht lebendigem Verkehr mit dem Heiland zu stehen. Die Familie, d. h. seine Enkel machten mir einen sehr angenehmen Eindruck. Man spürte die christliche Zucht und Gesittung. Nach Mittag begleitete mich Michele noch eine Stunde, ein Mädel trug meinen Ranzen und solche Liebesdienste mußte man sich gefallen lassen. Nach 4 kam ich zu Joseph Lamgarter, einem Weber in Trailfingen, noch in männlich kräftigem Alter stehend. Er zieht um sein Gemüthsleben keuschere Schranken als andere, hat einen milden tiefen Blick, viel Ruhe und Besonnenheit in seinem Wesen. Er ist der geistig begabteste von Allen, die ich auf der Alb kennen gelernt habe, voll klaren und gesunden Urtheils auch über allgemeine Verhältnisse. . . . Am Mittwoch gegen Abend kam ich nach Auingen, einem kleinen Dorfe bei Münsingen und kehrte bei einem Bauern Clemens Brendle ein, der mich gastlich aufnahm. Er ist schon alt und daher in sich gekehrt, weniger lebhaft und mittheilend, als er früher gewesen sein soll, aber reich an Erfahrung und manchmal wurde er warm und erzählte aus seinem Leben. Seine Tochter, die ihm das Hauswesen führt, zeichnete sich auch durch christlich-gebildetes Wesen und Reden aus. Die Nacht brachte ich in einem uralten großen Himmelbett zu, das reich mit Verslein geziert war. Am anderen Morgen ging ich nach Münsingen in die Kirche und war Gast bei einer frommen, braven Wirthin. Nach Tisch war eine Monatsstunde zu Auingen, zu der aus etwa 6 Ortschaften die Gläubigen, Männer und Weiber, zusammenkamen. Es waren so viele, daß 3 Stundenhalter mit den Frauen in ein ander Lokal gingen. Nach einem Gesang betete Joseph mit großer Kraft insbesondere auch für die Mission, dann las er 1Joh. 1. Nach der Lesung pflegt eine erbauliche Besprechung über das Gelesene stattzufinden. Vier bis fünf und zwar immer dieselben sprachen. Sie hoben hervor, was ihnen in dem Gelesenen wichtig geworden sei, knüpften daran Mittheilung gemachter Erfahrungen, erzählten diesen oder jenen Ausspruch eines er-

leuchteten Theologen, ziehen verwandte Stellen aus der Schrift herbei usw. In dieser Stunde freute es mich, daß neben der vergebenden Gnade mit großem Nachdruck besonders von Joseph auf den Ernst der Heiligung gedrungen wurde. Den Gast forderte man meist zuerst auf, seine Gedanken mitzutheilen und nachher auch, das Schlußgebet zu sprechen. Früher scheint es gediegener in der Stunde zugegangen zu sein, so daß einer eine an das Gelesene anknüpfende Frage hinstellte, die dann gesprächsweise erörtert wurde. Jetzt ist mit dem kräftigeren Geist diese Einheit und Ordnung aus der Stunde gewichen. In Kornthal wurde das noch mehr fest gehalten. Nach der Stunde war große Berathung, wie man mich weiter befördern sollte und die Liebe, die mir erwiesen wurde, ging mir tief zu Herzen. Zuletzt brachte man mich nach Münsingen, hier spannte der Wirth Hermann 2 Pferde vor und fuhr mich 2 Stunden weit. Gegen Abend kam ich nach Bernloch. In das Pfarrhaus war ich gewiesen, aber der Pfarrer war krank. Da nöthigte mich denn ein Bauer bei ihm zu bleiben. Den Abend war Stunde. Es wurde eine Predigt von Riger gelesen und ein Gespräch daran geknüpft, das die Gedanken der Predigt wiederholte, soweit sie das Herz getroffen. Daß die Leute aufmerken, sieht man daran, daß sie oft einzelne Sätze und Gedanken wiederholen und zwar so, daß sie nachdenkliches Verständniß derselben zeigen. Am Charfreitag schon um 5 Uhr geweckt und mit Caffé gestärkt marschierte ich früh nach Mangerkingen, um noch zur Kirche zu kommen. Außer 2 Orten, durch die ich kam, begegnete ich keinem Menschen, was mir sehr lieb war. Nach der Predigt und der Kinderlehre, die wohl wegen der überhäuftten Arbeit beide sehr oberflächlich ausfielen, hatte ich mit dem sehr freundlichen und gebildeten Pfarrer manche interessante theologische Gespräche. Am Abend war ich in einer Stunde, wo etwas von Kullen gelesen, im Gespräch aber, wie mir scheint, gesalbadert wurde. Die Gemeinschaft hat vor einem Jahre ihre Hauptkraft verloren und nun fehlt ihr oft das Salz. Doch war sie so besetzt, daß ein Zimmer gedrängt voll wurde. Am Samstag Morgen kämpfte ich den ganzen 6stündigen Weg mit heftig stürmendem Winde, hatte aber, wenn dieser mich kurze Zeit zur Besinnung kommen ließ, eine liebliche Tour durch das Lauterthal, dessen saftig grüne Wiesen meine Augen recht erquickten. Hier (in Sigmaringen) bin ich von Herrn von Sydow mit ungemainer Freundlichkeit aufgenommen worden.“

Mit dem Aufenthalt bei Herrn von Sydow in Sigmaringen, einem Freunde seines Vaters, schloß die Reise. Doch benutzte Goltz die Pflingstferien, um die empfangenen Eindrücke zu ergänzen und zu vertiefen. Darüber berichten noch folgende Stellen aus einem Brief vom 7. Juni 1857 an Anna Müller:

„... In den Pflingstferien habe ich eine Tour gemacht als Anhang zu meiner Osterreise. Am Freitag nach Tisch brach ich mit 2 Freunden auf, ging über Reutlingen durch den schönsten Buchenwald nach Urach,

an dessen herrlicher Lage ich mich in der Abenddämmerung noch erfreute und von da nach Hülben. Am Samstag war Monatskonferenz, zu der die Brüder teilweise 6—8 Stunden weit kamen. Auch alle meine früheren Bekannten sah ich wieder, sowie ich einige köstliche Alte kennen lernte. Es wurde in der Stunde manches gesalbte Wort gesprochen. Am Abend war noch eine Stunde für die Gemeinschaft des Orts, die mein Wirth, der Schulmeister Kullen, leitete. Am Sonntag regnete es den ganzen Tag unaufhörlich. Morgens predigte ich. Am Nachmittag und Abend waren wieder Stunden. Des Nachmittags hatte ich noch mit einigen Bauern Gespräche über einige Abschnitte der Weissagung. Namentlich die Sache Christoph Hoffmann's wird allenthalben im Lande viel besprochen und auf der Alb von den Besseren mit Ernst und Einsicht. Sonst ist mir das Urtheilen und Aburtheilen über Männer und Bestrebungen, an deren heiligen Ernst man vielleicht lange nicht heranreicht, im Grunde zuwider. Ich selbst habe in dieser Beziehung an mir noch viel zu kuriren. Über die tiefsten und schwierigsten Dinge pflegt am leichtfertigsten und schnellsten geurtheilt zu werden. Die „Süddeutsche Warte“ sagt Wahrheiten, die sonst rar sind, und die jeder sich merken kann und sich zu merken Ursache hat. Am Montag ging ich nach Mutzingen zum Missionsfest, wozu das Landvolk von allen Seiten zusammengeströmt war. In den Predigten, die ich da hörte, sprach sich theilweise eine solche Werkgerechtigkeit und Fleischlichkeit aus, daß ich anfang zu verstehen, warum Beck ein so heftiger Gegner der heutigen Missionsbestrebungen ist: „Wer Herz und Hand in rechter Weise bei der Mission hat, dem wird eine doppelte und zehnfache Seligkeit zu Theil am Ende der Tage“, und das Alles der Vordersatz zu: Gebet, Gebet! Ein Pfarrer Peter aus Basel sprach geistvoller. Den Abend kehrte ich dann noch nach Tübingen zurück, wo ich den Resten des Liederfestes begegnete, das ganz Tübingen und Umgebung in Bewegung gesetzt hatte. Früh Dienstag ging es aber gleich weiter zu einem Pfarrer Lämmert, einem in jeder Beziehung vortrefflichen Mann, mit dem ich theologisirte und der mir Manches von seiner Gemeinde erzählte. Unter den Kindern macht er noch die erfreulichsten Erfahrungen. Seine Haushälterin ist eine ganz geheimnisvolle Person. Sie sammelt allenthalben Kräuter und braut Salben und Tränke, mit denen sie schon große Kuren ausgerichtet zu haben versichert. Der Pfarrer soll sich auch mit dem Sonnambulismus abgeben. Doch schien er mir ein sehr nüchterner, klar verständiger Mann zu sein. Pfarrer Lämmert sagte mir neulich, ihm stände es als Erfahrung fest: Wenn 5 Männer erweckt würden, würden 25 Frauen erweckt! Nach 5 Jahren aber seien es noch 4 Männer und 4 Frauen. Bei Euch Frauen wechselt Wärme und Kälte schneller. Mir wird der Unterschied immer wichtiger zwischen christlicher Religiosität und Christenthum, zwischen christlich sich äußernder Gottesfurcht des bessren natürlichen Menschen und Gotteskindschaft. — Nachmittags ging ich dann zum pensionierten Schulmeister Köls in Dagers-

heim, dem ehrwürdigen Haupt des Michelianer, der noch mit Stilling in Carlsruhe in Verbindung gestanden hat. Die Stunden, die ich bei ihm zubrachte, sind mir werth und theuer in der Erinnerung. Er ist reich an Erkenntniß und Erfahrung und Alles in ihm scheint in dem Verkehr mit dem Herrn zu leben. Er ist ledig wie alle Angesehenen unter den Michelianern, welche einen großen Werth darauf legen. Von den theologischen Lehren Hahns brachte er gar nichts vor, es schien ihm das auch gar nicht eine Hauptsache zu sein. . . . So ist auch diese Reise nicht ohne Ausbeute gewesen. . . .“

Die letzten Sommerwochen, die er in Tübingen zubrachte, richteten Goltz's Gedanken immer mehr auf das Examen und auf die Zukunft. Er erhielt das Thema für seine Examensarbeit: „Die theologische Bedeutung Albrecht Bengels und seiner Schule.“ Er arbeitete mit allem Fleiße daran; sie ist später in nochmals überarbeiteter Form als seine erste Schrift im Druck erschienen.

Einige briefliche Äußerungen aus dieser Zeit seien noch mitgeteilt, um zu zeigen, wie sehr sich sein innerer Charakter in Tübingen befestigt hatte:

An die Eltern vom 14. 6. 57:

„Über meine Zukunft habe ich jetzt auch manchmal nachgedacht. Wenn ich auch alles Einzelne und Nähere Gottes Führung überlasse, ohne seiner väterlichen Weisheit vorgreifen zu wollen, so steht mir doch im Allgemeinen fest, daß ich langsam anfangen will, d. h. mich zuerst in einen ganz kleinen Kreis hineinstellen will. Mein Verstand und meine kurzen Erfahrungen sagen mir, daß so viele tüchtige Kräfte, die in der schönsten Entwicklung sind, weil man sie braucht, gleich in schwierige Gebiete eingehen, die sie äußerlich ausfüllen, aber nicht innerlich beherrschen können. Da tritt im innern Wachstum ein Stillstand ein und aus einer lebensfrischen organischen Kraft wird eine handwerksmäßige Maschine, die vom Rad der Zeit getrieben wird und was ihr noch an eigener Kraft bleibt, zu privaten Liebhabereien verwendet. Den Weg, so gewöhnlich er ist, will ich fliehen wie Gift; erst etwas werden, um etwas sein zu können und um etwas zu werden, mich den Bedingungen unterziehen, in die der weise Ordner aller Dinge das Werden und Wachsen des menschlichen Lebens gestellt hat. Der Herr hat bis in das dreißigste Jahr in der Stille gelebt, ehe er heraus in die Öffentlichkeit trat. Unsere ganze Erziehung und Bildung drängt nach Verbreitung und Zerstreung auf Kosten der Vertiefung, soweit sie der Zeitgeist beherrscht. Die Kräfte werden ungesund angespannt und zersplittert und vergeuden so. Mir fällt jetzt oft ein, was Du, lieber Vater, mir oft auf Spaziergängen auf das Herz gelegt hast: aufmerksam auf die leitende Stimme Gottes in Innern zu achten, die vernehmlich genug spricht, wenn man sie nur

vernehmen will. Es werden Einem da manche klügelnde Umwege und abführende Irrwege erspart.“

Im Anschluß eines Berichtes seines Vaters über eine kirchliche Visitation schreibt er:

An die Eltern vom 28. 6. 57:

„Wissenschaftlichkeit ist ein sehr dehnbarer vielseitiger Begriff und eine schwer zu erkundende Sache. Falsche Wissenschaftlichkeit haben unsere Theologen zu viel, wahre allerdings sehr sehr selten. Mangel an Gründlichkeit ist auch bei den Eifrigen der Hauptfehler, Gründlichkeit bei den einfachsten Dingen, die darum eben die schwierigsten sind; sie muß aber auch den Visitatoren abgehen, wenn sie über den Mangel an nach ihrem Sinne rechtgläubigen Kandidaten klagen. Denn ein Kandidat kann noch nicht recht gläubig sein d. h. die ganze christliche Wahrheit so durchlebt haben, daß sie ihm explicite Gegenstand überzeugungssatten Glaubens ist. Wenn es aber der wahre Objektivismus ist, sich das eigene Leben und Denken zu ersparen, so richte man eine Hierarchie auf, spreche aber nicht von Wissenschaftlichkeit. Ich wünsche nicht zu den Kandidaten zu gehören, die zu den fertigen recht-gläubigen gerechnet werden, denn ich wünsche von Gott gelehrt zu sein. Gott aber, der weise Vater alles Lebens lehrt nicht so schnell wie die Menschen schulmeistern und zurechtstutzen. Weder zu den Brodtheologen d. h. denen die sich gemütlich versorgen wollen, noch zu den Zunfttheologen, d. h. denen, die in selbstgemachtem Eifer den Karren des Zeitgeistes ziehen, Helfer und tüchtige Handwerker, Maschinenbauer und Maschinentreiber sind, mag ich gehören. Daß ich auf diesem Wege weder auf sogenannte christliche Anerkennung noch auf eine Prälatenstelle zu rechnen habe, darauf bin ich gefaßt. Darnach trachte ich aber auch so wenig, daß ich eher dagegen beten möchte: Herr führe mich nicht in Versuchung! Sehen sie an dem Kleinod der Rechtfertigungslehre den Wurm des Zeitgeistes nagen, — haben sie schon von Grund mit Gott geprüft, ob der Zeitgeist nicht an diesem Kleinod selbst giftige Stätte hat? Ich zweifle. Daß in Erlangen kein Hader ist, ist noch kein göttlicher Friede. Man will dort die Wunden nicht klaffender machen, theils fürchtet man überlegene, mit dem Wort Gottes gerüstete Kraft. Es kommt mir jungen Menschen am wenigsten zu über Personen zu urteilen, deren Herz Gott allein kennt und ich thue es wahrlich nicht. Aber gegen das ansteckende Fluidum des Kopf und Herz durchforschenden Zeitgeistes wehre ich mich mit aller Kraft und um so mehr und energischer, in je geistlicherem, lichtbekleideterem Gewand er mir entgegenkommt.“

An die Eltern vom 26. 7. 57:

„Mein Sinn sehnt sich aus seiner Flatterhaftigkeit und Oberflächlichkeit nach innerer Sammlung und Gründung. Wenn jetzt die religiöse Zeitgestalt mir Klöster entgegenbrächte, so würde ich nicht fürs Leben,

aber für Jahre in ein Kloster gehen. Die 4 Jahre Umhertreibens haben mir viel, sehr viel zugeführt. Aber eben weil sie mir so viel zugeführt haben, was als ein bunt gährender Stoff der Klärung harrt, heißt es in mir ‚Geh in die Stille!‘, daher auch mein Wunsch ist, nach dem Examen eventuelles Reisen zu verschieben und womöglich auf 2 Jahre nach Wittenberg zu gehen, zu stiller Betrachtung, Arbeit und Gründung.“

An Anna Müller aus dem Februar 57:

„Wie liest Du eigentlich in der Bibel? Liest Du sie buchweise oder kapitelweise? Was suchst Du darin? Erbauung, was man meist so nennt, Bestätigung, Bekäftigung, Nahrung Deiner religiösen Gefühle? Oder Belehrung, Unterricht, Erkenntniß durch Forschen? Liest Du sie zu bestimmten Zeiten? Mir ist die rechte Weise damit umzugehen, noch garnicht klar. Bei dem gewohnheitsmäßigen Kapittellesen kommt, glaube ich, nicht viel heraus. Für meine Person greife ich jetzt viel lieber zur griechischen Bibel, weil mir hier die Begriffe weit mehr in ihrem Vollgehalt entgegentreten. Man gewöhnt sich durch das gar zu frühe Getränktwerden mit den überschwänglichen Lehren der Schrift an die Entleerung und Verflachung ihrer Überschwänglichkeit. Das ist ein Hauptfehler des Kanzelvortrags, bei unserem heutigen Christentum, daß er den Mund zu voll nimmt. Der Grund liegt wohl wieder in der Zweideutigkeit unserer socialen Verhältnisse, daß das Pfarramt zwischen Volkslehramt und apostolischem Predigtamt schwankend steht, und wer christlich ergriffen ist, nur als Hirt spricht ohne zu bedenken, daß eine Wolfsheerde mit einigen Schäfflein sein Boden und Gebiet ist. Unsere Liturgien sind z. B. alle auf eine feiernde Christengemeinde berechnet. Aber wo ist die?“

4. Bonn (Wintersemester 1857/58)

Mit dem Abschied von Tübingen war die Zeit studentischen Sammelns und Arbeitens abgeschlossen. Es blieb ihm nur noch ein Semester in Bonn, das er für Beendigung seiner Examensarbeiten verwandte. Seelisch war er stark mitgenommen durch den im September 1857 eingetretenen Tod seiner Jugendfreundin Anna Müller, mit der er in einem regen Briefwechsel viele Jahre lang alle seine Interessen teilte. Sie starb an der Schwindsucht. Noch lange war er innerlich mit ihr beschäftigt, und es zog ihn das neben der Vorbereitung auf das Examen von besonderen eigenen Studien ab. Er war von vornherein mit sehr geringen Erwartungen nach Bonn gegangen. Der Einzige, der ihm dort noch einigermaßen Eindruck machte, war Steinmeyer, an dessen homiletischem

Seminar er teilnahm. Über seinen ersten Eindruck schrieb er den Eltern am 15. 11. 57:

„Bei Steinmeyer war vorigen Mittwoch Seminar; da kann man allerdings manches lernen, wenn ich auch seine Methode nicht billigen kann. Er ist ein gewaltsamer Mensch. Es lag ein Entwurf vor. Da wies er nach, wie die Einleitung ganz unbrauchbar, das Thema falsch gefaßt, von der Ausführung aber kein einziger Gedanke in die Predigt hineingehöre. Er gab sodann einen eigenen Entwurf, dem Kern des Textes entnommen, der allerdings vortrefflich war, wenn ich auch einzelnen Unterabtheilungen nicht zustimmen kann. Seine Methode ist die dialektische Darstellung der im Text enthaltenen Gedanken mit strengem Beweis und dem frommen Gemüt nahegebracht. Aber diesen macht er nun zum Maßstab jeder Predigt und zwar völlig rücksichtslos gegen alle anderen Individualitäten. Darin ist er das gerade Gegenteil von Nietzsche, der vortrefflich auf alle Naturen und alle Stufen liebend einging. Diese Gabe, sich in Anderer Denkweise hineinzuzusetzen, scheint Steinmeyer ganz abzugehen. Daß damit abgesehen von der Anregung, die er giebt, seiner positiv bildenden Wirksamkeit viel entzogen wird, läßt sich leicht ermessen. Seine Erklärung der Parabeln ist sehr interessant und anregend. Ob aber seine frappirenden Auffassungen, die anfangs sehr einnehmen, auch einer wiederholten nüchternen Prüfung Stich halten, vermag ich noch nicht zu sagen. Er ist der erste Lehrer, den ich habe, bei dem ich jegliches Urteil ob wahr oder falsch ist, was er sagt, verschoben muß bis zu genauerer Erwägung. Sein Kathedervortrag ist manchmal sehr breit.“

Dieses Anfangsurteil fand G. auch im Laufe des Semesters bestätigt. Seine eigene Predigt wurde zwar gelobt, aber alles Einzelne verworfen und ein ganz anderer Entwurf vorgeschlagen. G. blieb bei dem Halten seiner Predigt bei dem Grundgedanken des eigenen Entwurfs, und Steinmeyer hat ihm das nicht verübelt. Erst vierzig Jahre später sagte er mir in Berlin, daß meines Vaters Predigt damals vorzüglich gewesen sei; er wußte noch Text, Thema und Disposition. Mein Vater meinte aber, er sei nie so heruntergemacht worden, wie damals von Steinmeyer. — Jedenfalls blieb immer der Eindruck der Gewaltsamkeit bei Steinmeyers Exegese und der vollen Einseitigkeit seiner Textanwendung. Doch betonen G.s Briefe immer wieder von neuem, wie anregend diese starke Persönlichkeit wirkte, und wie in der Gewöhnung, den Kern jedes Textes zu erfassen, eine gute Übung läge.

Mit dem jungen Professor Albrecht Ritschl hatte G. häufig lebhaftere theologische Gespräche, ohne ihm doch persönlich näher

zu kommen. Aber das Gespräch mit ihm gehe gleich in medias res. Sein prinzipieller Standpunkt schien noch schwankend zu sein, und er reite vielfach Lieblingsideen. Von einem anderen einstündigen Gespräch mit Ritschl schreibt er nur, es sei mehr auf zeitgeschichtliche Erscheinungen als auf Sachen gerichtet gewesen, und das liebe er nicht sehr. Doch einmal wandte es sich interessant auf die sittliche Einwirkung des Dozenten. Eine nähere Beziehung ist auch später aus diesen Bonner Begegnungen nicht entstanden.

Sonst verkehrte G. bei Professor Kraft und bei Pastor Wolters, auch besuchte er häufig die Jakobische Familie (Halbschwestern des Philosophen Fr. H. Jakobi) in Siegburg, der sein Vater nahe stand. Alle andere Zeit und Kraft war dem Examen gewidmet, das er dann in Koblenz mit „gut“ bestand.

Er absolvierte dann seinen sechswöchentlichen Seminarkursus in Mörs. Der Plan, in das Predigerseminar zu Wittenberg einzutreten, wurde aufgegeben. Er nahm vielmehr eine Hauslehrerstelle bei der seinem Vater befreundeten Familie von Röder in der französischen Schweiz an. Damit begann eine fast dreijährige Wanderzeit, die ihn in Lausanne, Genf und Südfrankreich die reichsten Eindrücke sammeln ließ, und die in seinem ersten Buch „Die religiöse Entwicklung Genfs im neunzehnten Jahrhundert“ ihren Niederschlag fand. Daran schloß sich dann seine erste praktische Wirksamkeit als Gesandtschaftsprediger in Rom.

Über diese Jahre darf vielleicht in einem späteren Aufsatz berichtet werden.